

Zuckerbäcker und Poet

Vor knapp 140 Jahren wanderte ein 17jähriger Zuckerbäcker durch Europa. Dank seiner umfangreichen Aufzeichnungen entstand daraus ein fesselndes Stück Sozialgeschichte.

Von Gerald Freihofner

Nicht immer, wenn ich an Zuckerbäcker denke, fällt mir der verurteilte Mörder und Lucona-Versenker Udo Proksch ein. Mehr als hundert Jahre bevor der kriminelle Demel-Chef hinter Gitter wanderte, war ein anderer, ein richtiger Zuckerbäcker, schon auf Wanderschaft gegangen. Der Tatsache, dass er seine Erlebnisse, seine Emotionen und seine Liebe zu Papier brachte, verdanken wir ein ungewöhnliches Buch über einen im besten Wortsinn ungewöhnlich gewöhnlichen Menschen: Ludwig Funder hatte am 15. Jänner 1845 in Graz das Licht der Welt erblickt. Hineingeworfen in ein gutbürgerliches Elternhaus in der Grazer Innenstadt, wo der Vater „Luxusbäcker und Hausbesitzer“ war, besuchte Ludwig das Jesuitengymnasium in Feldkirch, wollte Priester werden.

Doch alles kommt anders. Den älteren Bruder zieht es nach Wien, Ludwig soll den väterlichen Betrieb übernehmen, Bäcker werden. Er verlässt die Schule und erlernt das süße Gewerbe und seine Geheimnisse. Gerade 17 Jahre alt, verspürt Ludwig Funder den Lockruf der Fremde, es zieht ihn hinaus in die Welt. Wie viele seiner Zeitgenossen geht der ausgelernte Geselle auf Wanderschaft quer durch Europa. In drei Jahren zieht der blutjunge Zuckerbäcker von Graz über Wien, München, Hamburg bis nach London. Kommt nach Prag, Berlin, Amsterdam und Paris. Die Idee, seine Wanderjahre zu dokumentieren und für die Nachwelt niederzuschreiben, ist nicht zuletzt Funders Frau Julie zu verdanken: „Wie oft sprach meine, nun in Gott ruhende, liebe, treue Gattin zu mir: ‚Du könntest schön unsere Erlebnisse einmal niederschreiben; es wird, nach Jahren, den Kindern interessant sein zu erfahren, was wir erlebt, erlitten und wie wir uns endlich durchgekämpft haben!‘“ Das Ergebnis: Zwei einzigartige Hefte, die jahrzehntelang von der Familie Funder aufbewahrt wurden, unentdeckt von einer breiten Öffentlichkeit.

Dabei ist der Name Funder heute ein Begriff in Österreich. Zu verdanken ist dies vor allem dem angesehenen katholischen Publizisten Friedrich Funder, dem Namensgeber unseres gleichnamigen Institutes. Als ältester Sohn des Zuckerbäckers Ludwig hatte sich Friedrich am Anfang des Jahrhunderts als wortgewaltiger Chefredakteur der *Reichspost* und dann als Gründer der *Furche* einen Namen gemacht. Friedrich Funder schrieb einmal über seinen Vater: „Ludwig Funder führte eine schöne Handschrift und hatte einen in gemütvoller Schilderung leicht beweglichen Stil. Schon früh hielt er mich zu guter Ausdrucksweise an und lehrte mich auf weiten Wanderungen die Natur verstehen und lieben.“ Dem Enkel wiederum, Wolfgang Funder, verdanken wir die Initiative, dass die Aufzeichnungen seines wandernden Großvaters nun in Buchform vorliegen.

Zwischen Gräbern

Der Wiener Historiker Michael Mitterauer ist Herausgeber der Reihe „Damit es nicht verloren geht“, als deren 45. Band „Aus meinem Burschenleben“ erschienen ist. Er würdigt die Bedeutung des Buches: „Populäre Autobiografik als Quelle zur Alltagsgeschichte. Das ist etwas ganz anderes als die klassische Autobiografik als Quelle zur politischen Geschichte. Wir brauchen beides und so ist Ludwig Funder der Vater, und Friedrich Funder, der Sohn, zusammengehörig als autobiografische Quellen für unser Geschichtsbild.“

Das sozialgeschichtliche Bild, das Ludwig Funder zeichnet, ist in der Tat mehr als aufschlussreich: Aus den wenigen Tagen, die der junge Zuckerbäcker in Wien verbringt, nimmt er etwa eine – ebenso schmerzhaft wie unangenehme – Erfahrung mit auf die weitere Reise: Flöhe. Gänzlich andere Probleme warten im hohen Norden: Die Konfrontation mit der ihm unbekanntem Hamburger Handwerkskultur endet mit Spott und Schlägen. Die Ursache: Während die traditionellen Zunftbräuche in Österreich seit Maria Theresia der Vergangenheit angehören, wurde in der Hansestadt ein „zünftiges Einwandern“ verlangt. Funder, der die entsprechenden Regeln und Rituale nicht kannte, zahlte drauf. Der Preis: Anfängliche Verachtung, Schläge, Schnaps für alle.

Das besondere an Ludwig Funders Reise war sein umfassendes Interesse an der Welt und ihren Menschen. Nicht nur für das eigene Gewerbe Verwertbares interessierte ihn, nicht nur neue Rezepte, Herstellungsverfahren und neue Geräte wie die Dampfmaschine, mit der er erstmals arbeitete, sondern Bildung im besten Sinn standen auf dem Programm. Keine Stadt, in der er nicht Kirchen, Museen und andere Sehenswürdigkeiten geradezu verschlang. Seine Reise diente der Bildung. Die Tatsache, dass Ludwig darüber penible Aufzeichnungen führte und schließlich sein Erstlingswerk ins Heft schrieb, war zwar nicht die Regel in jenen Tagen, aber dennoch kein Einzelfall. Zu groß scheint das Bedürfnis vieler wandernder Gesellen gewesen zu sein, das Erlebte niederzuschreiben, aufzuarbeiten, mitzuteilen. Oder sich dadurch dem Bildungsbürgertum anzunähern, wie der Herausgeber des Bandes, der Wiener Historiker Ernst Bruckmüller mutmaßt, der auch den Stil Ludwig Funders würdigt: „Ein durchaus reicher Stil, eine genaue Beobachtungsgabe, auch ein Funken Humor blitzen immer wieder durch.“

Bruckmüller verriet anlässlich der Buchpräsentation im Juni kein Geheimnis, als er ausführte: „Es hat ihn tatsächlich zum Schreiben gezogen – mehr als zum Backen.“ Und weiter: „Dieser Vater war wohl lieber Poet und Schriftsteller als Bäcker und Konditor.“ Den vorläufigen Tiefpunkt seiner Wanderung erlebte Funder schließlich in London: Von zwei Freunden schmählich verlassen, sein Geld gestohlen, muss er sich als Straßenkehrer durchschlagen. Den Besen hatte er mit dem letzten Notgroschen gekauft. Auch Betteln stand auf der tristen Tagesordnung, „please, please“ gehörte zu den ersten gelernten Vokabeln in der fremden Sprache. Wurde ein Stück trockenes Brot gefunden, verschlang man es sogleich. Mangelns Unterkunft schlug Funder sein Nachtlager nicht selten auf einem Kirchhof auf, schlief im Gras. Zwischen Gräbern.

Der verlorene Sohn

Doch das Schicksal hält noch einen weiteren Schlag bereit: Jemand hatte den Unbescholtenen bei seinen Eltern in Graz angeschwärzt, die leichtgläubig in einem Brief drohen, ihn zu verstoßen: „Wenn du nicht umkehrst von jenen Lastern, so kennen wir dich nicht mehr. Bleibe aus unseren Augen.“ Ludwig erinnert sich in diesen Tagen immer wieder an das biblische Gleichnis vom verlorenen Sohn. Doch dann geht es aufwärts. Ein armer Schuster nimmt ihn zu sich, danach kommt er bei einem Kaplan der deutschen katholischen Kirche in London unter. Er lernt Englisch und bekommt endlich eine Stelle in einer guten Konditorei.

Doch dann passiert das nächste Unglück: Ludwig verbrüht sich mit einer kochenden Zuckerlösung, die die unangenehme Eigenschaft hat, den Unvorsichtigen nicht durch Dampfen zu warnen. Eine kochende Zuckerglasur legt sich um seine Hände, frisst sich fest. Die „Heilmethode“ der Kollegen erinnert noch nicht wirklich an die hohe Schule der Medizin: Diese stecken Ludwigs Hände einfach in den Backofen und schmelzen erst einmal den Zucker ab. Ludwig brüllt vor Schmerzen. Erst danach geht's ins Krankenhaus...

Trotz aller Mühen, Gefahren und Herausforderungen erlebt der junge Grazer auch schöne, sorgenfreie Stunden: Bei der pannenreichen Hochzeit des Kronprinzen zum Beispiel, bei Tanz, einem kühlen Bier. Als die Wanderung schließlich zu Ende geht, hält Ludwig noch einmal inne. Später wird er einmal schreiben: „Die letzte Nacht in der Freiheit. Ja sie war es wirklich, denn eingetreten in das Vaterhaus empfingen mich die Sorge und der Gram. Ade du Jugendzeit...“

Was Michael Mitterauer zunächst als „völlig banalen Alltag eines Zuckerbäckers“ beschreibt, interpretiert der Historiker naturgemäß auch sozialgeschichtlich: „Eine Autobiografie lesen, die in eine so fremde Welt hineinführt, führt in den verschiedenen Ebenen dazu, dass man sich selbst reflektiert. Denn man fragt sich ‚wäre das heute möglich? Könnte das mir passieren?‘“ Mitterauer weiter: „Das ist das Prinzip dieser Reihe ‚Damit es nicht verloren geht‘, das wir an den Lebensgeschichten über unser

eigenes Leben nachdenken.“ Ein Ansatz, der übrigens im zweiten Teil des Buches, „Unseres Lebens Maienzeit“, noch mehr an Brisanz gewinnt. Denn wer hat noch nicht das heftige Brennen der Liebe verspürt, geliebte Menschen verloren, seine Zukunft geplant? Doch dazu später.

Mitterauer unterstrich in seiner Rede anlässlich der Buchpräsentation noch einen anderen Aspekt der Gesellenwanderung. Und zwar zusätzlich zur Möglichkeit, berufsrelevante Fertigkeiten – heute würde man ‚Skills‘ sagen – zu erwerben und den Chancen einer „Bildungsreise“ im allgemeinen. Mitterauer: „Diese Mobilität damals ist etwas im Alltagsleben, was sicherlich die sozialen Kompetenzen enorm gefordert hat.“ erinnert übrigens ziemlich an die Auslandssemester heutiger Studenten.

Egal ob Flöhe oder Zunftbräuche, Dampfmaschinen oder der Unfall mit der kochenden Zuckerlösung: Den Lauf der Weltgeschichte haben sie nicht beeinflusst, den Zeitgeschichtler interessieren diese Dinge nur am Rande. Anders naturgemäß der Sozialgeschichtler Mitterauer: „Es geht eben bei diesem alltagsgeschichtlichen Zugang darum, die authentische Schilderung des ehrlich Erlebten wiederzugeben. Dieses Private, das hier öffentlich wird.“ Und wie.

Ludwigs schönste Stunde

Während der erste Teil des Buches vornehmlich dem Abenteuer, der Neugierde und dem Lernen, eben der Gesellenwanderung durch halb Europa gewidmet ist, steht im Zentrum des zweiten Teils – quasi ein Anhang – die Emotion, die Liebe und ihr Tod. Ergreifend und romantisierend blickt Ludwig Funder zurück. „Unseres Lebens Maienzeit“, entstanden nach dem Tod seiner geliebten Frau Julie, ist das emotionale Vermächtnis Ludwigs an seine Kinder. Knapp 50 Buchseiten reichen aus, um ein Leben in seiner ganzen vitalen Emotionalität zu zeichnen. Zufälliges kennen lernen, Liebe auf den ersten Blick, Flugzeuge im Bauch. Kampf um Anerkennung der Geliebten durch die Familie, den Vater. Fast schmerzt es zu lesen, wie der 62jährige zurückblickt: „Der erste Kuss, die schönste Stunde meines Lebens.“ Und: „Immer mehr lebten wir uns in den süßen Traume unseres Glückes hinein...“ Wenn von Treue und Reinheit die Rede ist, dann klingt das bei Ludwig Funder ebenso unprätentiös wie aufrichtig. Sein Glaube hat in seiner ehrlichen Naivität etwas Authentisches.

Nur wenige Monate nach dem Tod Julies verfasst, ist der Text in seiner Nachvollziehbarkeit weit mehr als bloß wehklagende Psychohygiene. Hier schreibt ein Mann über Momente des puren Menschseins. Nur vier Seiten spannen die Brücke über Jahrzehnte, von der Hochzeit des jungen Paares zum Tod der langjährigen Liebe: Die Hochzeit: „Dann öffnete sich die Nebentüre, und herein trat sie, die Holde, meine Maienkönigin! Ach, könnte ich nur einmal, nur einmal diesen Augenblick wieder erleben!“ Nur drei Seiten später geht es schon ans Sterben: „...sah mich noch einmal an – dann erlosch für mich mein Stern auf Erden – mein Glück, mein alles auf Erden...“

Alltäglich wiederkehrende Endlichkeit, die ihre kraftvolle Wirkung aus ebendieser Alltäglichkeit bezieht. Früher, im ersten Teil des Buches, hatte Ludwig Funder schon einmal fundamental über das Leben sinniert: „Wie sich die Welle im Strome aufbäumt, glättet und verschwindet, so das Leben! Verschwinden, vergessen werden all die Kämpfe, die wir durchgemacht.“ Ludwig Funder wollte nie für ein Publikum schreiben. Nur für seine Julie, nur für seine Familie. Es ist diese Authentizität und Wahrhaftigkeit, die auch Jahrzehnte danach die Trennlinie zu emotionalem Kitsch definiert. Ein unbeabsichtigtes Vermächtnis für die Nachwelt.

Ein durchaus intendiertes Vermächtnis stellt hingegen das kleine Rezeptbüchlein dar, in das Ludwig seit 1868 seine süßen Geheimnisse eingetragen hatte. Im Juni feierten einige der Rezepte ihre Wiederauferstehung: Bei der Präsentation des Buches in Wien wurden einige der Funderschen Köstlichkeiten ebenso wie das Buch selbst geradezu verschlungen. Ebenfalls bei der Präsentation hatte übrigens der Historiker und Geschäftsführer des Vogelsang Institutes, Helmut Wohnout, von einem gleichsam „erotischen Annäherungsprozess“ an ein Buch gesprochen. Man würde ein Buch betasten, es gäbe Leute, die ein Buch zunächst beriechen würden... Nun, dieses Buch riecht auch noch ausgezeichnet. Ehrlich.

Ludwig Funder: Aus meinem Burschenleben – Gesellenwanderung und Brautwerbung eines Grazer Zuckerbäckers 1862-1869, Ernst Bruckmüller (Hrsg. U. Einl.), Böhlau Verlag Wien 2000, 307 Seiten